

Debatte

Objekttyp: **Group**

Zeitschrift: **Werk, Bauen + Wohnen**

Band (Jahr): **105 (2018)**

Heft 9: **Ersatzwohnbau : 20 Jahre Verdichtung in Zürich**

PDF erstellt am: **17.05.2024**

Nutzungsbedingungen

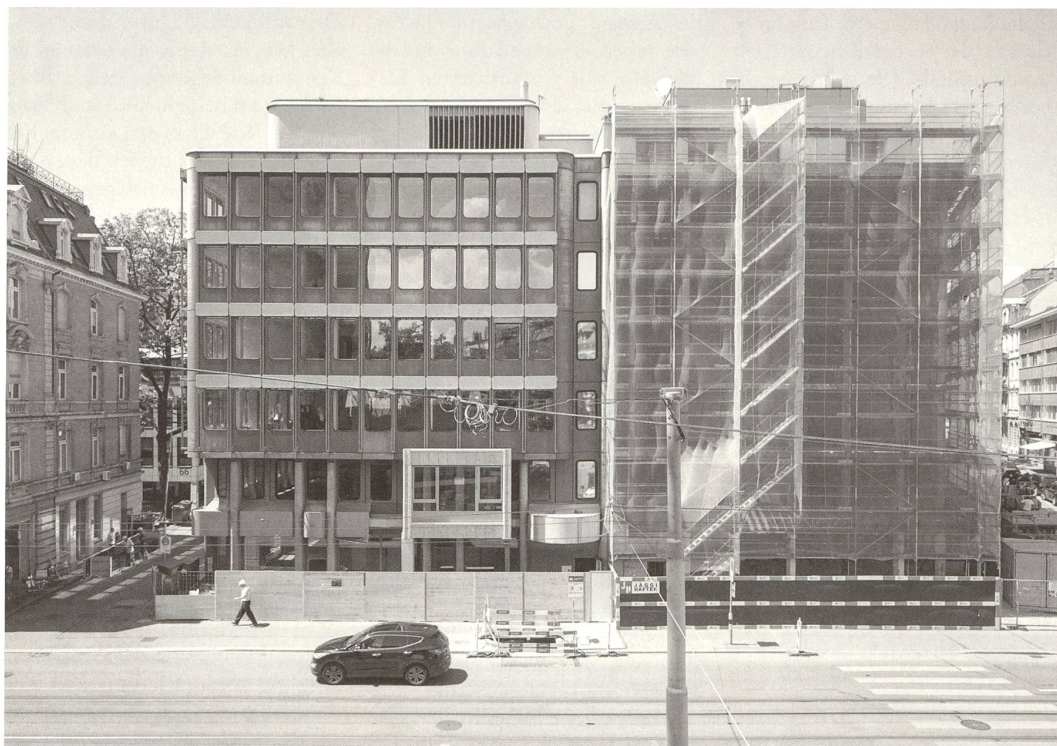
Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.



Architektonische Verwandlung des Danzas-Hauses in Zürich, erbaut 1976/77 von Burckhardt + Partner. Bild: Samuel Schälch

Nicht wenige wertvolle bauliche Zeitzeugen sind in ihrer Substanz bedroht, weil sie nicht als schützenswert eingestuft sind. An ihren Fassaden nagt nicht nur der Zahn der Zeit, sondern leider viel zu oft auch Unverständnis. Gerade die «unbequemen» Bauten der 1970er Jahre werden bei Renovationen gerne auch Opfer vordergründiger Vorstellungen über zeitgemässe Architektur.

Alois Diethelm studierte Architektur am Technikum in Winterthur und absolvierte an der ETH Zürich ein Nachdiplomstudium in Geschichte und Theorie der Architektur. Im 1999 zusammen mit Daniel Spillmann gegründeten Büro arbeitet er an der denkmalpflegerischen Renovierung von Bauten verschiedenster Epochen ebenso wie an Neubauprojekten.

Debattebeiträge zum Thema Umgang mit der Denkmalsubstanz
wbw 1/2–2017
Robert Walker, Aneignungsarchitektur
wbw 10–2017
Stephan Buchhofer, Von welcher Substanz sprechen wir?
wbw 3–2018
Bernhard Furrer, Von der konstituierenden Substanz im Denkmalschutz

Stadtreparatur mit Oberflächentektonik

Von der fehlenden Bereitschaft, das Bauwerk zu befragen

Alois Diethelm

«Es ist nicht wiederzuerkennen!» Was für den Laien Ausdruck einer gelungenen Renovation ist, scheint sich auch in der Schar ernst zu nehmender Architekten als Entwurfscredo zu etablieren. Wie sonst ist es zu erklären, dass immer mehr Bauten – namentlich Bürohäuser der Nachkriegsmoderne – nach einer Sanierung wie Neubauten aussehen? Und das in Zeiten, in denen die meisten Architekten genügend Gelegenheiten haben, Neubauten zu entwerfen. Im ersten Moment denkt man, es seien die Bauherren, die das so wünschen. Genauer: professionelle Bauherren, geführt von Leuten, die einst in Architekturbüros arbeiteten und nun bei Versicherungen, Banken und anderen Firmen ein Immobilienportfolio betreuen und bei Bauten, die zu Zeiten ihrer eigenen Praxis entstanden, weder Nostalgie noch Hemmungen kennen. Man will ja schliesslich mit der Zeit gehen.

Solche Fälle sind sicher weit verbreitet, aber die beauftragten Architekten sind keineswegs nur Opfer, im Gegenteil. Auslöser für diesen Debattenbeitrag ist ein kleiner Artikel, erschienen vor einem Jahr im Regionalteil des Zürcher *Tages-Anzeigers*.¹ Das Verschwinden eines Gebäudes «von zweifelhafter Schönheit» wurde darin beklagt. Gemeint war das Danzas-Gebäude am Bleicherweg in Zürich, das 1976/77 nach den Plänen von Burckhardt + Partner erbaut worden war. Nach dem Rückbau bis auf den Rohbau erhielt

Da werden bei neuen Quartierplanungen Brüche gesucht – und künstlich hergestellt –, und dort, wo sie vorhanden sind, werden sie eliminiert.

das Haus 2018 eine neue, von Meier Hug Architekten entworfene Fassade, die nach deren Angaben an die nahen Bürobauten von Otto Rudolf Salvisberg und Roland Rohn erinnern soll. Das Geschäftshaus mit der blauen Blechfassade und einer Vielzahl abgerundeter Ecken und Kanten war in der Tat weder elegant noch besonders raffiniert, besass aber einen exotischen Charme als zeittypischer Bau.

Für die Kunsthistorikerin Turit Fröbe fiel es wohl in die Kategorie der «guten Bausünde».² So, wie das gegenüberliegende Hochhaus zur Palme (1959–1964) der Architekten Haefeli Moser Steiger und André Studer volumetrisch ausschert, tat dies das Danzas-Haus mit seinen Eisenbahnwagen-Fenstern formal. Das Hochhaus zur Palme ist aber «richtig» materialisiert, denn Beton passt ins steinerne Enge-Quartier, wie Marius Hug im Gespräch erklärt. Die Idee, oder der Ehrgeiz, eine Blechpaneelfassade des 21. Jahrhunderts entwickeln zu wollen, ist den Architekten angesichts des Ortes gar nicht erst gekommen.³ Eigenartig: Da werden bei neuen Quar-

Zuerst wurde an den Ort gedacht. Das Haus wurde nicht befragt. Es wurde mit Neubaumethoden entworfen. Der Drang, Stadtreparatur zu betreiben, irritiert.

tierplanungen Brüche gesucht – und künstlich hergestellt –, und dort, wo sie vorhanden sind, werden sie eliminiert.

Die alte *Curtain Wall* wird aber nicht einfach durch eine anders beschaffene Membran ersetzt. Die neue Fassade wird ein stark ausgeprägtes Relief aus Betonfertigteilen und Travertin aufweisen, das, wie die Architekten auf ihrer Website schreiben, die innere Struktur nachzeichnen soll. Als wäre nicht genau die Unabhängigkeit von Tragstruktur und Raumabschluss das eigentliche Wesensprinzip jedes Stützen-Platten-Baus! Immerhin liegen die bestehenden Stützen künftig so nahe an den vorgesetzten Lisenen, dass man beide zusammen als eine einzige, thermisch getrennte Stütze lesen kann. Warum sie so nahe beieinander liegen? Die neue Fassade ist dicker, sodass die bestehenden Decken zurückgeschnitten werden mussten, um die Baulinie einhalten zu können.

Das Danzas-Gebäude ist kein Einzelfall. Ähnliches lässt sich auch von einem anderen Zürcher Bürogebäude aus den 1970er Jahren erzählen, nämlich von jenem der Zürich-Versicherungen an der Alfred-Escher-Strasse. Hatte das Haus zuvor eine zeittypische Vorhangsfassade aus farblosen Aluminiumprofilen und dunkel eingefärbten Brüstungsgläsern, trägt es seit 2015 ein von pool Architekten geschneidertes Kleid aus

Kalkstein mit Lochfenstern. Die Fassade ist beeindruckend dünn und die Bauweise mit vorfabrizierten Elementen, die sämtliche Schichten inklusive Fenster enthalten, klug.

In Kenntnis der Tragstruktur (Stütze-Platte auch hier) irritiert das Resultat trotzdem, entspricht doch das Öffnungsverhalten dem eines Massivbaus. Matthias Stocker, bei pool Architekten verantwortlich für das Projekt, führt energetische Überlegungen ins Feld, um das Verhältnis zwischen offen und geschlossen zu begründen. Dabei hätten Bandfenster mit höheren Brüstungen bestimmt den gleichen Effekt gehabt, – und die bestehende Tragstruktur mit ihren von der Fassade abgerückten Stützen und den weitgespannten Decken hätte sich, anders als jetzt, im Ausdruck der Fassade niedergeschlagen. Aber neben der Verwendung von Naturstein gehören wohl auch lochartige Fenster zum notwendigen Vokabular, damit sich das Haus, wie die Architekten auf Ihrer Website nicht unbescheiden glauben, in den «Rang einer Rentenanstalt oder anderer Verwaltungsbauten am Mythenquai» fügen konnte. Es kann festgehalten werden: Auch hier wurde zuerst an den Ort gedacht. Auch hier wurde das Haus nicht befragt. Auch hier wurde mit Neubaumethoden entworfen.

Dieser Drang oder die (unreflektierte) Bereitschaft, Stadtreparatur zu betreiben, erstaunt. Im Umgang mit sperrigen oder exotischen Bauten genügt doch ein Blick nach Berlin, um zu sehen, wo das hinführen kann.

Dies soll kein Plädoyer dafür sein, alles, was aus der Reihe tanzt, ohne Kritik unter Schutz zu stellen. Aber Reibung am Bestand muss zur Pflicht werden.

Nicht wenige trauern (mittlerweile) dem Palast der Republik nach. Und auch andere DDR-Bauten, die aus dem Rahmen fielen, wie beispielsweise das «Ahornblatt», ein 1970–1973 erbautes Selbstbedienungsrestaurant mit polygonalem Grundriss und expressiver Dachlandschaft, mussten weichen, um den Stadtgrundriss von 1930 wieder lesbar zu machen. – Was auf das Ahornblatt folgte, ist eine Blockrandbebauung mit ausdrucksloser, ja banaler Architektur.

Dies soll kein Plädoyer dafür sein, alles, was aus der Reihe tanzt, ohne Kritik unter Schutz zu stellen. Aber Reibung am Bestand muss zur Pflicht werden. Wie das gehen könnte, hat Peter Märkli 2015 unweit des ersten hier kritisierten Beispiels gezeigt. Mit der Sanierung des ATAG-Hauses

Man muss das eigene Wohn- und Arbeitsumfeld von Zeit zu Zeit einer neuen und vorurteilsfreien Prüfung unterziehen – Entdeckungen sind garantiert!

(1966/67) ist es ihm gelungen, sowohl die vormalige Anmutung weiterklingen zu lassen, als auch etwas Neues zu schaffen. Denn dieses Neue referenziert nicht auf ein historisches Ideal von städtischer oder repräsentativer Architektur, sondern es schöpft aus dem Bestand selbst. Die Kunststein-Pilaster, die Märkli vor die Bandfenster stellt, können, will man es negativ deuten, als persönliche Signatur des Architekten gelesen werden; gleichzeitig ist die Bezugnahme auf das direkt angrenzende, wohl zeitgleich mit dem ATAG-Haus entstandene Bürohaus unübersehbar: Selten harmonieren zwei unterschiedlich materialisierte Bauten so gut – schwarzer Naturstein auf der einen und grauer Aluminiumguss auf der anderen Seite.

Auch muss man das eigene Wohn- und Arbeitsumfeld von Zeit zu Zeit einer neuen und vorurteilsfreien Prüfung unterziehen – Entdeckungen sind garantiert! Denn wie Nadine Olonetzky zur Arbeit der Fotografin Andrea Helbling treffend schreibt, gibt es eine stete Verschiebung der Wahrnehmungsdemarkationslinie: «Allein, die Zeiten ändern sich und mit ihnen unsere Wahrnehmung – auch der Architektur. Was vor noch nicht allzu langer Zeit als hässlich galt, Häuser aus den 1950er Jahren, hatte bald Kultcharakter.»⁴ Ein Vorbild für eine unvoreingenommene Betrachtung könnte das sein, was die bereits zitierte Turit Fröbe mit ihren Studierenden als den «liebvollen Blick» einübt.⁵ Eignen wir uns also diesen Blick an und pflegen wir die Brüche! Auf der Papierwerd-Insel können wir Zürcher am Beispiel des 1961 erbauten Globus-Provisoriums von Karl Egender aktuell beides durchspielen. —

1 Nicola Brusa, «Die beiden Basler bauten blau», *Tages-Anzeiger*, 26. Juni 2017.

2 vgl. Turit Fröbe, *Die Kunst der Bausünde*, Berlin 2013.

3 Die Machart der Fassadenpaneele weist eine frappante Ähnlichkeit mit jenen des Verwaltungsgebäudes an der Place Chaudron in Lausanne (1969–1974) auf, an dem auch Jean Prouvé beteiligt war. Ein solches Zusatzwissen hätte vielleicht zu einem anderen Umgang angeregt. Vgl. *DETAIL* 5–1981, S. 638–640. Die Ähnlichkeit ist beim Vergleich mit der Publikation zu Lausanne in *werk* 9–1975, S. 816, zu erkennen.

4 Nadine Olonetzky, «Unerkannte Schönheit betrachten», in: Andrea Helbling, *Vertreter der Gattung Haus*, Zürich 2017, S. 146.

5 vgl. Turit Fröbe (Hg.), *StadtDenker. Ein Spielraum für urbane Entdeckungen*, Berlin 2014.